



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

käufer wieder zuzuführen, sondern diesen auch die bei übernommenen Verpflichtungen von längerer Zeitdauer unerlässliche Sicherheit gegen Übervorteilung jeder Art zu gewähren.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom Weltkern. In dem Wettstreit, hinter das Geheimnis des Daseins zu kommen, überschütten uns die Forscher und Denker alljährlich mit Hunderten von Büchern und Broschüren. Zu einiger Orientirung auf dem Markte stellen wir hier vier beliebig herausgegriffene Stücke zusammen.

Das Problem. Grundzüge einer Analyse des Realen von Paul Weisengrün (Leipzig, C. G. Naumann, 1892). So lautet der vielversprechende Titel von Nr. 1. Begierig fangen wir an zu lesen, voll Spannung auf den Augenblick, wo das Reale, der Kern der Welt, aus der Schale herauspringen wird. Endlich bricht sein Glanz hervor aus den Wolken dunkler Rede! „Das Reale kann bezeichnet werden als die völlige Harmonie, als der organische Zusammenhang von vollständig unmetaphysischen Erkenntnissen, von außerordentlich richtigen und weiten Analogien und ideell komplikationslosen Wertsystemen.“ So, nun ist das Bild zu Saiz entschleiert! Im übrigen steuert der Verfasser, wenn auch in höhern Luftschichten, so doch ziemlich in derselben Richtung wie die Grenzboten; auch er strebt hinaus aus der Region „komplizirter Werte“ zu einem gesunden, kräftigen Leben in natürlichen und einfachen Verhältnissen. Und höchste Zeit ist es ja wirklich, daß wir uns alle in diesem Streben sammeln. Denn es wird doch in der That täglich schwieriger und wird bald unmöglich sein, etwas wertvolles zu leisten und zu besitzen. Man denke nur daran, wie viel tausend Bücher einer durchstöbert haben muß, um ein wertvolles Buch zu schreiben, wieviel tausend Tariffsätze einer im Kopfe haben muß, wenn er sich mit einem Gewürzkrum einen Hausstand gründen will, wie viel tausend Strafgesetze und Polizeiverordnungen er kennen muß, wenn er den Ruf eines unbescholtenen Mannes mit ins Grab nehmen will, was alles zu einem Berliner Kommerzienratsdiner gehört, als z. B., wenns im Januar gegeben wird, außer den verschiedenen Pasteten frische Schnittbohnen, das Stück 50 Pfennige, ein neues Kostüm für die Hausfrau von 10 000 Mark, ein neuangekaufter Lenbach, mindestens drei gemietete Berühmtheiten u. s. w. Nicht zu gedenken gedacht zu werden, wie Kladderadatsch sagen würde, der Steuer-, Börsen-, Sprach- und sonstigen Konfusion und Komplikation, und der „idealen Komplikation“ — oder heißt Konkurrenz? Komplikation ist wohl mehr für Weinbrüche — im Strafprozeß. Solche Beispiele führt Weisengrün natürlich nicht an und sagt überhaupt das, was wir an ihm loben könnten, nicht in unserm schlechten Deutsch, sondern fein wissenschaftlich, wie es sich für einen Gelehrten schickt. Indes würden wir es noch für kein Verbrechen an der Wissenschaft ansehen, wenn er so viel Geschmack „besäße“, Sätze, wie den folgenden auf S. 134 lieber nicht zu schreiben: „Was den Ausgewählten besonders störend erscheint, das ist der erbärmliche Mangel, den die moderne Menschheit an Lebensfülle besitzt.“

Einen Mystiker lernen wir in dem Konzept einer aristokratischen Philosophie, Religion und Ethik von Gustav Crusius (Leipzig, Otto Wigand, 1891) kennen. Von Gott gehen die Aristokratenseelen aus und kehren zu ihm zurück. In vier Abschnitten, oder wie Crusius sagt, auf vier Niveaus, verläuft diese Kreisbahn; durch die erste „Abschnürung“ (des Spermasadens) gelangt das aus Millionen der weniger glücklichen auserwählte einfache Wesen zum tierischen Dasein, von da zum seelischen, wo es, vom Durste nach Glück getrieben, den Endpunkt der Gottentfremdung erreicht, von da zum geistigen, endlich zum religiösen Dasein, wo es reift, um dann endlich durch die letzte „Abschnürung,“ den Tod, vom Erdendasein erlöst und mit Gott vereinigt zu werden. Wer diesem Mystagogen folgen will, der braucht nicht zu fürchten, daß er mit asketischen Zumutungen werde geplagt werden. „Auf drittem Lebensniveau [warum nicht: auf dem dritten?] wird dieser Bestandteil von mir (stets gegenwärtiges Bewußtsein Gottes) zur Ethik formuliert, die mich als Kompaß begleitet, wenn ich auf der Fahrt durch das Dunkel Erkenntnis zu banausischen Zwecken üben muß, die mich auch dann nicht verläßt, wenn ich als altes Ich hinabsteige in die untersten Wirtschafts- und Domestikräume meiner weiten Behausung, um hier teilzunehmen an Bethätigungen größter Sinnlichkeit und tierischer Roheit . . . Ich werde [auf diesem Niveau] darnach streben, die Seele von ihrem Beobachtungsposten dem Körper gegenüber und von ihrer Beteiligung an Vorgängen des Lebens auf erstem (!) Niveau bald zu befreien, d. h. ich werde Kongestionen infolge [sic!] Kälte, Hitze, Schmerz, Brunst, Hunger, träger Verdauung u. s. w. vermeiden, alle dadurch entstehenden Gefühlsanreize rechtzeitig, d. h. sobald sie ihre normale Spannung erreicht haben, auszulösen suchen. Den dabei resultierenden (!) Genuß werde ich durch Hinüberspielen auf den Boden des zweiten Lebensniveaus veredeln. Rohen Sinnengenuß in heitern Lebensgenuß, gieriges Verschlingen von Rohstoffen in Tafelfreuden, grobe Befriedigung des Geschlechtstriebes in Liebesgenuß verwandeln.“ Wie es auf dem vierten Niveau in dieser Beziehung zugehen wird, erfahren wir nicht. Auf diesem ist nämlich die Menschheit oder vielmehr ihre Aristokratie noch nicht angelangt. Wie der Aufenthalt auf der dritten Stufe, in der Vorhalle der Religion, der Philosophie, benutzt werden soll, darüber erteilt der Verfasser am Schlusse Anweisungen. „Für das Verweilen auf drittem (!) Niveau stelle ich nur eine Norm auf: die Philosophie als Durchgangsgebiet, als Vorhallen der Religion zu betreten, und das Verweilen in ihnen der Vorbereitung zu widmen, und zwar: zum Betreten des vierten Niveaus und zur Rückkehr auf das zweite. Ich erfülle letztern Zweck durch sprachliche Umkleidung unsprachlich auf viertem (!) Niveau gewordner Erkenntnis des Willens Gottes, mit stets adäquaterem Ausdruck, zur Verwendung und Mitteilung auf zweitem (!) Niveau“ (S. 61—62). Solche Leute, denen die sprachliche Umkleidung etwa nicht gefallen sollte, hat er schon vorher abgefertigt. Er erfülle, sagt er da, mit der Veröffentlichung „dieses Konzeptes“ ein „ethisches Postulat. Der billige und so nahe liegende Vorwurf: daß dasselbe zu schlecht geschrieben sei, um einem auch nur anspruchlosen ästhetischen Bedürfnisse zu genügen, wird durch die Erwägung hinfällig, daß Gefühlsdienst mit ihm überhaupt nicht bezweckt wird. Besser zu schreiben vermag ich nicht, ich verfüge nicht einmal über den Wunsch, es zu vermögen.“

Kehren wir aus der Höhe dieses „Niveaus“ auf unsre Erde zurück und gedenken wir noch zweier Schriften, die nicht von Philosophen, sondern von Menschen verfaßt sind. Das Weltproblem und seine Lösung in der christlichen Weltanschauung. Ein Beitrag zur Beförderung einheitlicher Welter-

kenntnis auf realistischer Grundlage, zugleich eine Handreichung für Gebildete im Kampfe zwischen Wissen und Glauben. Von Dr. Heinrich Krap. Zweite Ausgabe (Gütersloh, C. Bertelsmann, 1892). Der Verfasser strebt die Versöhnung von Wissenschaft und Christentum vom Standpunkt eines auf die Evangelien allein gegründeten und von den kirchlichen Bekenntnissen absehbenden Glaubens an. Dem zweiten Teile, der die „Lösung des Weltproblems“ enthält, wird im ersten eine sehr umfangreiche Zurechtweisung, ein Kompendium aller Wissenschaften, als Grundlage untergebreitet. Man könnte diesen ersten Teil den Abiturienten als einen Leitfaden empfehlen, der ihnen die gesammelten Kenntnisse im organischen Zusammenhange vorzuführen und sie dadurch auf eine höhere Stufe vorzubereiten geeignet wäre, wenn nicht die Form ihr bedenkliches hätte. Um nämlich auf 178 Seiten möglichst viel Stoff zusammenzudrängen zu können, bildet der Verfasser lauter Satzungeheuer, deren Verständnis nur durch zahlreiche runde und eckige Klammern möglich wird, die die grammatische Stellung der in einander eingeschachtelten Bestandteile dem Auge bemerkbar machen. Der zweite Teil leidet nicht an diesem Fehler. Auf S. 274 ist dem Verfasser ein Irrtum begegnet. Er führt da E. von Hartmann unter den Gegnern der teleologischen Weltanschauung auf. Damit thut er ihm Unrecht, denn gerade Hartmann ist einer der eifrigsten Verfechter der Teleologie. Der Grundirrtum besteht darin, daß Krap noch immer meint, die mechanistische Weltanschauung sei antiteleologisch. Weit entfernt davon, daß der Mechanismus den Zweck ausschließen sollte, ist im Gegenteil ein Mechanismus ohne Zweck gar nicht denkbar, sodaß jeder, der die Welt für einen Mechanismus erklärt, damit auch schon den Glauben an den Mechanismus bekennt, der sie gemacht hat. Vor dieser letzten Konsequenz sträubt sich freilich Hartmann; er läßt bekanntlich „das Unbewußte“ den Zweck setzen und mit wunderbarer Weisheit die Mittel dafür wählen; wir hingegen können uns Zwecksetzung und Anordnung der Mittel ohne eine bewußte Intelligenz nicht denken.

Das beste zulezt. Gottesglaube und moderne Weltanschauung von James Houghton Kennedy. Mit einer Einführung von Dr. Otto Zöckler, ord. Professor der Theologie in Greifswald. Autorisierte Übersetzung (Berlin, H. Reuther, 1893). Dieses vortreffliche und anziehende Büchlein empfehlen wir den Lesern und verraten vom Inhalt weiter nichts, als daß der Verfasser unter anderm das Schöne in der Natur höchst glücklich zur Widerlegung des Darwinismus verwendet.

Die Touristenvereine sind so gewöhnt, sich in den Lokalblättern in Wehrauch einzuhüllen und sich selbst die größten Lobreden zu halten, daß es an der Zeit, ja für sie nur förderlich sein dürfte, damit sie nicht dem Größenwahn verfallen, ihnen auch einmal die Rehrseite der Medaille zu zeigen. Daher konnte uns die Rundgebung in Heft 38 (1893) der Grenzboten nur erfreuen, und wir erklären uns damit einverstanden. Doch mit dem Vorbehalt, daß uns der „Verschönerungsverein“ als der unschuldigere Teil, der „Touristenverein“ dagegen als das größere Übel erscheint. Denn der Verschönerungsverein beschränkt seine Thätigkeit nur auf die nächste Umgebung großer Städte, wo man nichts andres als Menschenwerk erwartet, während der Touristenverein der ganzen Natur in weiten Kreisen seinen Stempel aufzudrücken versucht.

Allen denen, die glauben, „Naturschönheit“ sei ein Gericht, das nur durch Menschenzuthat genießbar gemacht werden könne, könnte die Natur zurufen: „Ihr gleicht dem Geist, den ihr begreift, nicht mir!“ Aber es entspricht dies ganz dem

menschlichen Dünkel, der da glaubt, die Schöpfung drehe sich nur um ihn allein, während er in Wirklichkeit doch nur der primus inter pares in ihr ist. Man lese nur die Schilderungen berühmter Entdeckungsreisenden, und man wird sehen, wie genießbar die Natur auch ohne menschliche Zuthat ist. Im Gegenteil, wir sehen da, welch hohen Grad von Ehrfurcht und Bewunderung der Anblick von Gegenden, die noch keines Europäers Fuß betraten, bei ihnen erweckt. Daß der Mensch in einzelnen Fällen etwas zur Verschönerung beitragen kann, wie ein Gegner stolz hervorhebt, wie in „Parks und Lusthäusern,“ gehört gar nicht hierher. Er könnte sonst auch Bildergalerien und Kirchen aufführen. Wir dächten, daß das Wort „Natur Schönheit“ keines Kommentars bedürfe. Sie ist nicht bloß um des Menschen willen, wie ein anderer behauptet, sondern um ihrer selbst willen da, denn sie ist sicher auch vorhanden, wo kein Mensch hinkommt.

Wir können froh sein, daß der Mensch bei der Schöpfung nicht mitgewirkt, daß da ein Gewaltigerer gewaltet hat. Wäre zuvor ein Gutachten bei den „Touristenvereinen“ eingeholt worden, dann würde jeder Vergnügen in der Mitte, vielleicht auch an beiden Enden mit Türmchen verziert worden sein, daneben aber müßte den Touristen, die entweder durch Zahnradbahn oder mindestens auf zierlichen ebnen Pfaden zur Höhe hinaufgelangt wären, eine Breterbude als Wirtshaus winken; möglichst bunt angestrichene Bäume und Steine dürften natürlich auch nicht fehlen. Die Herren vergessen in ihrer Schaffensfreudigkeit ganz, daß der Städter, der es doch alltäglich vor Augen hat, wie herrlich weit es der Menschengeist gebracht hat, von Überdruß davon erfüllt, das größte Verlangen hat, dieser Kultur zu entfliehen, um in der jungfräulichen Natur einmal möglichst unbelästigt davon zu sein. Statt dessen sehen wir jeden Dorfklub (auch solche wird es bald geben) bestrebt, dem ihm zunächst stehenden Berge, mag ein Bedürfnis dafür vorhanden oder nicht, mit großen oder kleinen Mitteln ein Türmchen aufzusetzen; es kommt dem Klub ja nur darauf an, ein möglichst in die Augen fallendes Zeichen seiner Wirksamkeit zu errichten. Wir könnten aus unserm Bezirk genug überflüssige und auch abschreckende Bauten der Art nennen. Es ist eine Einförmigkeit dadurch entstanden, die früher nicht vorhanden war. Mit den Wegweisern könnten wir uns schon eher befreunden, wenn nur der Kleckerei und Anstreicherei nicht oft zuviel geschähe!*)

Was den „Naturgenuß“ an der Hand des Touristenvereins betrifft, so bestreiten wir jedem, der, wie es dort üblich ist, in großen Gesellschaften auszieht, das Verständnis für die Natur; die keuschen Naturreize, der hehre Naturfrieden, das Wild- und Waldleben entziehen sich den profanen Blicken der lärmenden Menge. Damit ist noch nicht behauptet, daß man allein bleiben müsse.

Wahr ist es allerdings, daß die „Frequenz“ durch die Touristenvereine zugenommen hat. Aber bedeutet dies einen Erfolg? Dieser Besuch, der gewaltsam herbeigezogen ist, besteht meist aus Leuten, die auch einmal Bierreisen machen und ländliche Kost versuchen wollen, vielleicht auch, weil das jetzt zum guten Ton gehört, auf diesem oder jenem Berge gewesen sein und darüber mitreden wollen. Wie „veredelnd“ der Umgang mit der Natur auf sie eingewirkt hat, davon geben die rohen Verwüstungen an Ruheplätzen u. s. w. die deutlichsten Beweise.

*) Ja, es geschieht darin thatsächlich zuviel, sodaß sogar die Behörden der verschönerungsfreudigen Schmiererei in Wäldern und Bergen entgegentreten müßten. Die Grenzboten haben über diesen Unfug ihre Meinung im Jahrgang 1892 ausgesprochen. D. M.

Da war es einst schöner! Wer früher der eignen Orientirung mit Hilfe der Karte die Entdeckung eines schönen Punktes verdankte, der empfand eine ganz andre Freude, als der, der jetzt auf bequemem Pfade am Gängelbände hinaufgeführt wird. Es geht das aber Hand in Hand mit vielen andern jetzigen Einrichtungen, die darauf berechnet sind, alle Hindernisse zu beseitigen, die Energie des Charakters entfalten könnten, alle Genüsse den Menschen mühelos in den Schoß fallen zu lassen; die landläufige Blasirtheit ist die Folge davon.

Die Überhandnahme der „Vereine“ ist überhaupt ein Krebsgeschaden des deutschen Volkslebens, 90 Prozent benutzen die Mitgliedschaft nur als willkommenen Vorwand, ihre Zeit der Häuslichkeit und nützlicher Beschäftigung zu entziehen und dabei zu zechen. Wenn die „Touristenvereine“ überhaupt Existenzberechtigung haben wollen, so können sie sie nur durch „weisse Beschränkung“ erlangen, und wenn sie sich aller gewaltthätigen Eingriffe enthalten. Alle kleinen Vereine müßten unter eine Hauptleitung gestellt werden, die natürlich ästhetisches Verstandnis haben müßte; die müßte alle Projekte und nötigenfalls ihre Ausführung verhüten.

Statt der unnötigen Bauten würde es sich in vielen Fällen empfehlen, wenn die Forstverwaltung, die stets entgegenkommend ist, veranlaßt würde, durch Schlagen weniger Bäume eine Aussicht frei zu machen. Dankbar anzuerkennen wäre es, wenn jetzt, wo so viel aufgeforstet wird, hie und da einmal eine schöne Waldwiese, eine charakteristische Schneise, die eine wirksame und malerische Unterbrechung der Einförmigkeit des Waldes bildet, von Bäumen verschont bliebe. Vergeblich würde allerdings jeder Versuch sein, die so langweilige Anpflanzung des Holzes in geraden Linien zu verhindern.

Doch genug davon! Es ist schwer, gegen den Strom zu schwimmen, die Massen sind gegen uns, aber von Mehrheiten lassen wir uns nicht imponiren. Wir stehen übrigens schon jetzt nicht allein da, wir wissen, daß viele echte Naturfreunde abseits vom Vereinsleben stehen, wir könnten bekannte Namen nennen, wie den eines Verherrlichers des Thüringer Waldes, der gewiß mehr poetisches Naturempfinden hat als der gewöhnliche Durchschnittstourist. Wir sehen aber davon ab und hoffen, daß uns ein besseres Verstandnis mit der Zeit in andre Bahnen einklenken und uns Gefinnungsgegnossen zuführen werde.

Zusatz der Redaktion. Daß unsre Beleuchtung der Auswüchse der Touristen- und Verschönerungsvereine Erörterungen in den Touristenzeitschriften und Tagesblättern hervorgerufen hat, kann uns nur erwünscht sein. Wenn sie uns aber die Ansicht unterlegen, die Natur sei nur für sich allein schön und alle menschliche Zuthat sei vom Übel, wie jüngst die „Touristischen Mitteilungen aus Hessen-Rassau und Waldeck“, so wird ihnen kein vernünftiger Mensch glauben, daß die Grenzboten solchen Unsinn vertreten. Wir richten uns gegen das Übermaß der angeblichen Verschönerungen und gegen die Plattheiten, die unter diesem Vorwande geleistet werden, ferner gegen die geschäftliche Ausbeutung der überhandnehmenden Reise- und Vergnügungsjucht und der Vereinsimperei. Die Veredlung der Natur durch ehrliche Arbeit und künstlerischen Sinn kann niemand höher schätzen als wir. Noch höher stellen wir aber — wir wiederholen es — die Veredlung unsrer Städte, wo ganzen Millionen, die nie zum Reisen kommen, ein entgeistigendes, allen Lebensmut tötendes Dasein zugemutet wird.

Die Skandalpresse. In dem französischen Preßgesetz von 1868, das aus der sogenannten liberalen Ära des letzten Kaiserreichs, der „Krönung des Gebäudes“ stammt, war eine Bestimmung, die den bestrafte, der in einer Zeitung Mitteilungen

Grenzboten I 1894

27

macht, die das Privatleben eines andern betreffen. Man wollte damit der Skandal-
sucht der französischen, namentlich der Boulevardblätter von Paris einen Hemm-
schuß vorschreiben. Der Antragsteller Guillaumet, nach dem man die Vorschrift
später kurz als loi Guillaumet bezeichnete, begründete die Vorschrift mit dem knappen
Gedanken: La vie privée doit être murée. Es sollte jedermann freistehen, den po-
litischen Gegner nach seinen vor der Öffentlichkeit vorliegenden Thaten anzugreifen,
wie er wollte; aber Haus und Herd auch des angefeindeten Mannes, seine Frau,
seine Familie, sein Leben als Mensch soll vor Schmähungen und Anfeindungen, vor
hämischem Klatsch gesichert sein.

In Deutschland haben wir eine solche Vorschrift nicht — die dritte Republik
hat sie auch in Frankreich beseitigt —, und wir können für uns den Ruhm in
Anspruch nehmen, daß sich unsre Skandalblätter mit den französischen messen können.
Beispiele wird jeder Leser der Grenzboten, sei er aus den Residenzen oder aus
Provinzialstädten, in Hülle und Fülle aufweisen können. Die Leute, die diesen
Übelstand beklagen, werden wahrscheinlich die Mehrheit im Reiche bilden, sie lassen
sich aber von der Minderheit einschüchtern, und höchstens ein alter General greift
einmal zum Revolver, um gegen den Schuß vorzugehen, der die Ehre der Tochter
zu beschmutzen sucht. Wie aber unsre Parlamente beschaffen sind, wird man von
ihnen keine Abhilfe zu erwarten haben. Das allgemeine Stimmrecht entfittlicht
gerade die staatserkhaltenden Parteien am meisten. Man scheut sich vor der nächsten
Wahl, bei der die skandalisierenden Blätter das Übergewicht in der Beeinflussung
der Massen haben. Konservative Würdenträger und Beamte empfinden eine böse-
hafte Bemerkung über sich, wenn sie im Berliner Tageblatt steht, in höherm Maße,
als wenn sie einen sanften Tadel in der Kreuzzeitung finden. Die Regierungen
greifen nicht ein, weil ihnen der Mut fehlt; denn ihre Träger sind am ehesten
und häufigsten der Skandalsucht ausgesetzt. Vielleicht erbarmt sich aber einmal der
anständige Teil des Volkes der verloren gegangnen Sitte. Es giebt so viele Vereine
im deutschen Reich auch gegen die Unsittlichkeit und für die „Ethik“! Warum finden
sich nicht in jeder Stadt einige anständige Männer zusammen, die das Abonnement
der Zeitung — sei es nach vorhergegangner Warnung — kündigen, wenn sie sich bei-
kommen läßt, der Skandalsucht der Menge nachzugeben und in hämischer Schaden-
freude das Privatleben eines Bürgers vor die Öffentlichkeit zu zerren? Für das
Gefindel, um das es sich handelt, spielt der Geldbeutel eine viel größere Rolle
als die Ehre, und eine Strafe dient oft nur als Reklame.

Ein nicht minder schweres Übel liegt in der Veröffentlichung der Gerichts-
verhandlungen. Bei der fast strafbaren Milde, die unsre Richter üben, liegt die
schwerste Strafe nicht in dem Urteilspruch, sondern in dessen Veröffentlichung in
der Presse, wobei „geistreiche Reporter“ an dem Unglück ihrer Mitmenschen noch
Spott und Hohn üben. Wie tief sind wir gesunken!

